

Wochenende

Er nahm der Hochkultur den Dünkel

Sachbuch Fünf Jahre nach seinem Tod ehrt ein grosser Bildband den einstigen Verleger Walter Keller. Der rastlose Intellektuelle gab Zürichs Kunstwelt einen Hauch von New York.

Res Strehle

Eine Katze habe sieben Leben, sagt man. Walter Keller hatte acht. Anlässlich der Trauerfeier nach seinem Tod vor exakt fünf Jahren war das Zürcher Fraumünster bis in die hintersten Reihen besetzt. Keller hatte sich für alle und alles interessiert: Fotografie, Video, Text, Alltag, Wissenschaft. Und er hatte der Hochkultur den Dünkel genommen. Jetzt zeichnet ein grosser Bildband nach, was ihm wichtig war. Mitstreiter und Weggefährtinnen beschreiben gemeinsame Erlebnisse und Wegstrecken mit dem Ethnologen, Journalisten, Verleger, Coach, Netzwerker, Kurator und Kunstexperten.

Sensation des Alltags

Walter Keller tauchte Ende der Siebzigerjahre als Volkskundler auf in der Zürcher Medien- und Kunstszene, auf den ersten Blick so unscheinbar wie sein Fach damals. Als andere an der Weltrevolution herumstudierten, um die Welt reisten oder eine Karriere in Hochglanzmagazinen anpeilten, gab er zusammen mit Kollegen in Schwamendingen ein unscheinbares A5-Heft auf mattem Papier heraus: «Der Alltag», getippt auf der Schreibmaschine. «Neu und ungewohnt», «Mehr als gewöhnlich» oder schlicht «Korrespondenzblatt» waren die Untertitel. Die Korrespondenten berichteten über Postboten im Quartier («Wie viel weiss ein Pöstler wirklich?»), Taxifahrer in der City, Gemüsehändler auf dem Engros-Markt und Sexarbeiterinnen im Niederdorf.

Beschrieben und bebildert waren die Protagonisten unspektakulär, neu war, dass sich überhaupt jemand für ihren Alltag interessierte. Spektakulär war einzig Walter Kellers Begründung in diesem «Sensationsblatt des Gewöhnlichen»: «Wer über die unwichtigen Dinge vor sich stauen will, muss sehen können. Sehen bis in die Ecken aber kann jemand nur, wenn die Wahrnehmung nicht bereits durch ein fixes System von Begriffen versperrt ist.»

Zuvor hatte Keller Ethnologie studiert, im Umfeld jenes Volkskundlers Arnold Niederer, der vor 1968 im Schatten anderer Geisteswissenschaften stand und nach 1980 im Schatten der Ethnologie. Niederer hatte sich



Er gründete das Fotomuseum Winterthur mit: Daniel Keller, 1977. Foto: Peter Maurer (Fotomuseum Winterthur)

schon für Schweizer Brauchtum interessiert, als Schwingfeste bloss ein paar Hundert Zuschauer anziehen. Keller war ein kreativer Kopf, der nicht nur staunen konnte, sondern auch die Sprache dadaistisch umformte. Schon in der Mittelschule sagte er statt «Bitte» «Bife» und statt «Merci» «Möfi». Und während sich andere in der Kunstszene bald Walt genannt hätten, blieb ihm dieses Möfi bei vielen Freundinnen und Freunden als Übernahme bis ans Lebensende.

Einige Jahre später gründete Walter Keller mit Bice Curiger und Jacqueline Burckhardt die Kunstzeitschrift «Parkett», die bis heute international erfolgreich ist. 1991 ermöglichten ihm Freunde mit der Gründung von Scalo einen eigenen Fotobuchverlag, bei dem bald die grossen Fotografinnen und Fotografen ihre Bühne hatten. Dazu gehörten zeitweilig Galerien in Zürich und New York.

Geld war ihm dabei stets unwichtig. Nicht immer hielten

folglich die Erträge Schritt mit den Ideen, und so ging dieser renommierte Scalo-Verlag ausgerechnet im selben Herbst 2006 bankrott, als Walter Keller von der Stadt Zürich die Heinrich-Wölflin-Medaille für seine Verdienste als Kulturvermittler erhielt. Wer ihn damals fassungslos auf dem Balkon seines Verlags am Limmatquai sitzen sah, wusste, dass er schon an neuen Ideen gerübelte.

Gründer des Fotomuseums

Keller wollte internationale Fototage in Zürich und Winterthur nach dem Vorbild von Arles, Perpignan oder New York organisieren. 1993 hatte er zusammen mit Urs Stahel, dem Co-Herausgeber dieses neuen Bildbandes, das Fotomuseum Winterthur begründet. Zürich war damals noch weit entfernt von einer Photo 19 und der Photobastei.

Vorübergehend leitete Walter Keller später als Chefredaktor die heimat- und orientierungslos gewordene Kulturzeitschrift «Du»

für ein paar Ausgaben, aber auch dabei interessierten ihn die wirtschaftlichen Zahlen weniger als innovative Ausgaben. Und als sich dreissig Jahre nach dem «Alltag» auch das Zürcher Landesmuseum unter Direktor Andreas Spillmann der Sensation des Gewöhnlichen zuwandte, organisierte Walter Keller vier Ausstellungen zu Themen, die bis heute das nationale Unbewusste prägen: Witz, Kapital, Märchen und Film. Auch hier entzog er sich allen spektakulären Erwartungen. Legendar ist sein «Katalog» zur Ausstellung «Kapital» als reines Textbändchen.

Unvergessen sind auch einzelne Sätze von ihm, etwa als er die hiesigen Eventmanager anmahnte, der rote Teppich wirke in der Schweiz wie eine herausgestreckte Zunge. Und er war einer jener Gäste in der SRF-Sendung «Musik für einen Gast», bei dem die Musik zur Nebensache wurde. So hat er zeitweilig alle Hierarchien gedreht: jene zwischen Hochkultur und Alltag,

Promis und unbekanntem Zeitgenossen, Bild und Text.

Wer ihn persönlich kannte, wird diesen kreativen Intellektuellen vermissen – wie er stets unterwegs war, blass und ruhelos, weil er an Neuem herumgrübelte. Und wird nicht daran zweifeln, dass dieser Vermittler zwischen Höhe und Tiefe, wäre er nicht in der ersten Septembernacht 2014 gänzlich unerwartet verstorben, längst fünf neue Projekte angedacht hätte.

Als sein Lebenswerk bleiben überraschende Formate, Fotobücher, eine Kunstzeitschrift, ein Fotomuseum und Ausstellungen in seinem Geist. Möfi, Walter.

Urs Stahel, Miriam Wiesel:
Walter Keller – Beruf: Verleger



Edition Patrick Frey, Zürich 2019. 432 S., ca. 52 Fr.

Unterdessen in Liestal

Der Fahnenstreit



Ausgerechnet eine Deutschlandfahne. Ein Unbekannter hatte sie für alle, die durch Liestal fahren, gut sichtbar an einen Felsen gehängt. Ausgerechnet dort, wo ein Bunker einst in den Schleifenberg getrieben wurde, um im Zweiten Weltkrieg die Deutschen abzuwehren. Und was die Pendlere, die am Montagmorgen beim Blick in die Höhe noch mehr ärgern musste, war: Die schwarz-rot-goldene Fahne mit Bundesadler prangte an einem Felsen, der zuvor jahrelang von einer Schweizer Fahne besetzt gehalten wurde.

In den sozialen Medien machte sich Patriotismus breit, die Forderung: Das Symbol der «Schwaben» muss weg. Und so verging nicht mal eine Stunde, bis ein Liestaler ins Klettergättli stieg, um diese Fahne runterzunehmen – und wieder durch ein einheimisches Produkt zu ersetzen.

Schon immer illegal

Mit der richtigen Fahne sollte in Liestal wieder Ruhe einkehren. Nur: Das weisse Kreuz auf rotem Grund war illegal. Schon immer. Denn die Fahne, die 2013 nach einer Bundesfeier dort oben hängen blieb, war von den Behörden nur geduldet worden. Aus ihrer Sicht gelten Fahnen als Werbung. Und die brauchen eine Bewilligung. Besonders in einer Naturschutzzone. Es soll dort seltene Eidechsen geben.

So ist die Sache mit der Deutschlandfahne nur eine weitere Episode einer Erzählung, die von den lokalen Medien unter dem Namen «Liestaler Fahnenstreit» abgehandelt wird.

Schon zweimal wurde die weiss-rote Fahne abgehängt. Um dann gleich wieder am Felsen zu prangen. Ein Pensionär aus Liestal hatte sich dieser Aufgabe angenommen. Er war es auch, der das Malheur mit der fremden Fahne beendet hatte. Davon durfte er Tele Basel erzählen. Eine Busse muss er nicht befürchten. Die Bevölkerung ist auf seiner Seite. Und die Behörden? Sie prüfen eine Ausnahmeregelung.

Yann Chericx

Gute Frage

Wieso sind Frauen- und Männerschach getrennt?

Mit der Behauptung, eine Frau könne im Schach nie die Nummer 1 werden, hatte sich Garri Kasparow in den 90er-Jahren in die Nessel gesetzt. Es war die Zeit, als der Weltmeister die Szene fast nach Belieben dominierte und die Rede über ein Mädchen namens Judit Polgar aus Budapest aufkam, das als hochbegabt galt.

Zur 26-jährigen Frau herangereift, schlug diese jüngste der drei Polgar-Schwesterinnen den 15 Jahre älteren Kasparow erstmals in einer Turnierpartie 2002. Nach einer Babypause



stiess sie im Juli 2005 bis auf Platz 8 der Weltrangliste vor, trat 2014 allerdings vom Spitzensport zurück. Ihre Karriere widerspiegelt exemplarisch die Geschlechterproblematik im Schachsport. Denn sie selbst war dezidiert gegen die Trennung zwischen Frauen- und Männerevents.

Tatsächlich gibt es im Schach keine Regelung, die Männer und Frauen in Wettkämpfen trennt. Doch eine Doppelspurstrategie, dass etwa Titelkämpfe Männern und Frauen offen stehen, für Frauen aber zudem eigene Meisterschaften eingerichtet werden, hat faktisch zu fast totaler Trennung geführt – und das nicht nur aus lauteeren Motiven.

Initiiert wurde die Doppelspurstrategie mit einer reinen Frauen-WM 1927, drei Jahre nach Gründung des Internationalen Schachverbandes (Fide).

Bis 1944 dominierte da Vera Menchik, ehe sie in London Opfer eines Luftangriffs wurde. Danach führte der Weltschachbund zusätzlich unter anderem leichter als bei den Männern zu erzielende GM- und IM-Titel für Frauen ein und erhöhte deren Ratingzahlen willkürlich. Zudem lancierten immer mehr Länder nationale Frauenmeisterschaften.

In Wahrheit profitierten von dieser Geschlechtertrennung vor allem die Verbände selbst, weil sie so etwa an die Töpfe für die «Frauenförderung»

herankamen. Und dem Fide wiederum brachten separate Meisterschaften oder zusätzlich auszuwertende Turniere ebenfalls Mehreinnahmen. Wie die «FAZ» 2016 ausführte, gestanden einige deutsche Berufsspielerinnen sogar ein, dank Frauenturnieren sportlich nicht ihre Leistungsgrenze ausreizen zu müssen. Sie bezögen einen deutlich höheren Anteil ihres Einkommens aus Verbandsmitteln als ihre männlichen Kollegen und profitierten von der Sichtbarkeit eigener Wettbewerbe sowie leicht zu erzielenden Titeln.

Dementsprechend bescheiden fällt die Bilanz aus dieser jahrzehntelangen Förderung aus. Der Anteil der Frauen unter erwachsenen Turnierspielern im Westen liegt laut der «FAZ» nach wie vor bei weniger als fünf Prozent. Allein diese Zahl erklärt, warum weibliche Hochbegabte wie Judit Polgar so selten auftreten.

André Behr
Freier Journalist und Schachexperte

In dieser Kolumne beantworten Redaktoren die am häufigsten gegoogelten Fragen.